

PETER TAUBER
**MUT
MACHER**

Was uns endlich wieder
nach vorne schauen lässt

INHALTSVERZEICHNIS

Den Mutigen gehört die Welt!	9
Zwölf Mutmacherinnen und Mutmacher	19
1 Den Feinden der Demokratie mutig entgegenreten	20
2 Das Leben geht weiter, auch wenn's humpelt	35
3 Bärenherz	49
4 Mutig »flügelflatterschlagen«	60
5 Warum die Welt eine mutige Kirche braucht	75
6 Wenn Mut aus Fremden Freunde macht	89
7 Ungerechtigkeiten auf den Zahn fühlen	100
8 Sich den Dämonen stellen	112
9 Wenn eine Umarmung Mut macht	126
10 Dem inneren Feind entgegenreten	138
11 Kleiner Mann ganz groß	151
12 Vom Mut, anders zu leben	162
Nur Mut!	175
Vita	187

*»Zwischen Hochmut und Demut steht ein Drittes,
dem das Leben gehört, und das ist der Mut.«*

Theodor Fontane

DEN MUTIGEN GEHÖRT DIE WELT!

Immer wieder höre ich: »Das war ja ganz schön mutig von Ihnen, aus der Politik auszusteigen.« Oder: »Ich weiß nicht, ob ich den Mut hätte, noch mal neu anzufangen.« Als ich vor einigen Jahren schwer krank war und dann meine Geschichte dazu aufgeschrieben habe, sagte mir jemand: »Ihren Mut, mit der Krankheit und Schwäche offen umzugehen, bewundere ich.«

Ich fand mich aber gar nicht mutig. Für mich war mein Schritt logisch, konsequent, vielleicht auch notwendig. Schließlich hatte ich nach langer Zeit für mich erkannt: »Du musst kein Held sein.« Das bedeutet nicht, dass es sich nicht lohnt, sich anzustrengen, sich etwas zuzumuten, mutig zu sein, anzupacken, über sich hinauszuwachsen. Es bedeutet, achtsam zu sein. Mit sich selbst und anderen. Dazu gehört Mut.

Als ich damals mitten in der Nacht den Notarzt rief, war mir klar: Es ging nicht mehr. Und es fiel mir total schwer, mir das einzugestehen. Das Eingeständnis war für mich tatsächlich zunächst schlimmer, als krank zu sein. Festzustellen: Ich war nicht so stark, wie ich gedacht hatte. Ich habe meine Schwächen ignoriert. Das war nicht klug.

Aber dann galt es, nach vorne zu schauen und auf mich selbst zu achten.

Ohne die vielen Mutmacher, Helferinnen und Helfer und all die medizinischen Spezialisten hätte ich meine Erkrankung nicht überstanden: ohne die Ärzte, Pflegerinnen und Pfleger, Familie, Kolleginnen und Kollegen, aber auch wildfremde Menschen, die mir Genesungswünsche geschickt haben. Es waren die Begegnungen im Krankenhaus und in der Reha, die mir Kraft gaben – und Mut, Zuversicht und Hoffnung. Als ich meine Geschichte aufgeschrieben hatte, stellte ich fest, dass sie wiederum anderen Menschen Mut machen kann. Es tat gar

nicht weh, so viel von mir selbst preiszugeben – im Gegenteil. Es war befreiend, sich einzugestehen und anderen gegenüber ehrlich zu bekunden: Ich kann nicht mehr. Ich muss etwas ändern. Aber ich will das auch, und das Neue wird gut.

Mut kann man teilen. Die vielen positiven Reaktionen auf mein erstes Buch zeigen das. Die Ärztin, der Pfarrer, der Soldat, die mir geschrieben haben, wie es ihnen erging, warum ihnen meine Geschichte Mut gemacht hat und wie sie nun selbst mutig nach vorne schauen, das inspiriert und bewegt.

Ich habe inzwischen verstanden, dass vieles, was man ganz selbstverständlich tut, von anderen als mutig wahrgenommen wird. Woran liegt das? Ich glaube, es ist so: Wenn man von einer Sache wirklich überzeugt ist, wenn man an etwas glaubt, dann fällt einem der Schritt dorthin leicht. Mutig zu sein, ist kein Selbstzweck. Es kommt darauf an, Mut auch für andere aufzubringen. Vielleicht hat deswegen auch die Mutprobe keinen guten Ruf. Den Mut auf die Probe stellen, ohne dass dies einem konkreten Ziel dient, nur um ihn unter Beweis zu stellen, das ist eine ziemlich dumme und sinnlose Sache.

Wie ist das mit dem Mut heute? Brauchen wir in unserer Gesellschaft mehr davon? Und wie finden wir ihn? Wer den Fernseher anschaltet, im Internet surft oder in die Zeitung schaut, dem begegnet statt Mut viel häufiger die Wut – manchmal sogar eine unbändige oder tragischerweise ohnmächtige Art und Weise. Wut ist überall präsent. In den Medien, ganz besonders in den dann gar nicht sozialen Netzwerken und bisweilen sogar im Umgang miteinander. Wenn wir uns diese Entwicklungen anschauen, kann einen selbst manchmal schon der Mut verlassen.

Menschen sind beispielsweise wütend, dass die Energie- und Lebensmittelpreise so stark steigen und die Politik aus ihrer Sicht zu wenig dagegen tut. Andere sind zornig, dass ihnen

etwas Bestimmtes verwehrt wird, von dem sie glauben, dass es ihnen zusteht. Und wieder andere sind wütend auf alle und jeden – weil sie sich ganz grundsätzlich ungerecht behandelt und benachteiligt fühlen. Dabei wissen wir doch, dass Wut selten zu etwas Gutem führt. Statt selbst aktiv zu werden und ins Handeln zu kommen, zeigen wir mit dem Finger auf andere und schieben diesen die Schuld an der ganzen Misere in die Schuhe.

*

Klimawandel, Artensterben, korrupte Politiker, dekadente Eliten, eine Kirche, die zu oft die Frohe Botschaft nicht mehr verkündet und stattdessen durch Skandale ihrer Oberen auf sich aufmerksam macht; astronomische Gehälter für Fußballer; Kinder, die ohne Schulbrot in der Schule sitzen und denen der Magen knurrt, Rücksichtslosigkeit. Neue Nazis, die inzwischen nicht nur in sozialen Netzwerken laut sind, Armut, Krieg und Hunger in der Welt. Soll ich weitermachen, oder spüren Sie schon die Wut in sich aufsteigen angesichts solcher Ungerechtigkeiten und Probleme?

Wut tut oft kurzzeitig gut. Aber sie ist keine Lösung. Und es besteht auch kein Anlass, wütend zu sein. Ja, manchmal gebiert Wut Mut. Aber auf Dauer beeindruckt mich Menschen, die sich nicht wütend, sondern klaren Kopfes und Verstandes für eine bessere Welt einsetzen. Menschen, die handeln. Vielleicht manchmal mit der erfrischenden Naivität, mit der Martin Luther sogar angesichts des morgigen Weltuntergangs noch heute sein Apfelbäumchen pflanzen würde, aber sie sind nicht bereit, das, was sie stört, einfach hinzunehmen. Sie tun etwas. Ganz schön mutig.

Es braucht Mut, um das Blatt zu wenden und aus den Schatten herauszutreten. Mut wird belohnt, heißt es. Mut vor Königsthronen und Machthabern wird oft eingefordert.

Wir reden über Zivilcourage, wir stellen uns unseren Dämonen. Wir überwinden unsere Ängste. Wir sagen, was wir denken. Wir übernehmen Verantwortung. Ganz schön mutig eben. Komisch ist nur, dass unser Land voll von solch mutigen Menschen ist, dass jeder von uns solche Menschen kennt, sie aber in den Medien, in der Öffentlichkeit nicht den gebührenden Raum finden.

In der Bibel ist der Mut ein Dauerthema. Und Gott traut uns etwas zu. Er will uns ermutigen.

Deswegen ist das »Fürchte dich nicht!« auch eine wiederkehrende Botschaft an verschiedenen Stellen in der Heiligen Schrift. Natürlich kennt das Alte Testament auch einen zürnenden Gott, aber Wut ist seine Sache nicht. Das Buch Sirach warnt: »Eifer und Zorn verkürzen das Leben, und Sorge macht alt vor der Zeit.« Wut kann nicht nur anderen Schaden zufügen. Wut zerstört uns selbst.

Warum wir »mutiger bekennen« und auch »fröhlicher glauben« sollten, davon handelt dieses Buch. Es geht um ein mutiges Bekennen zu einer Gesellschaft, in der Miteinander mehr zählt als Ellenbogen, in der Rücksicht ankommt und aufeinander achten wichtiger ist als »me, myself and I first«.

Was tun also, damit wir auch zukünftig in einer Gesellschaft leben können, in der Freiheit die Grundlage für ein selbstbestimmtes Leben ist? Eine Freiheit, die uns ermutigt zur Verantwortung; im Sinne der Freiheit eines Christenmenschen. Volker Busch hat uns in seinem wunderbaren Buch *Kopf frei!* daran erinnert, dass die Frage »Wie werden wir in zehn Jahren leben?« falsch gestellt ist. Wir müssen uns viel eher fragen: »Wie wollen wir in zehn Jahren leben? Und was müssen wir dafür tun?«

Mutige Menschen haben zu allen Zeiten die Welt verändert: diejenigen, die Zivilcourage bewiesen, Ängste überwunden und innere und äußere Dämonen bezwungen haben. Diejenigen, die gesagt haben, was sie denken, egal, welche Konsequenzen das für sie hatte. Doch Mut ist eben kein Selbstzweck – im Gegensatz zur Wut, die sich oft genug verselbstständigt wie der Hass. Bei manchem wütenden und hasserfüllten Zeitgenossen hat man den Eindruck, er kann selbst nicht mehr genau sagen, was ihn eigentlich so wütend macht.

Der Mut hingegen will und soll uns zu etwas befähigen. Wir erkennen immer wieder: Mut allein führt zu nichts. Es geht um mehr. Der Mut braucht die Tugend. Die christlichen Tugenden sind die Quelle der Kraft, aus der heraus der Mut sich schöpft. Wir benutzen das Wort Tugend inzwischen nicht mehr so oft. Vielleicht wirkt es zu altmodisch. Aber die Werte, die damit verbunden sind, die kennen wir alle, die fordern wir teilweise auch immer wieder ein: Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigung, Tapferkeit – aber auch Glaube, Hoffnung und Liebe. Neben den christlichen Tugenden gibt es ritterliche Tugenden. Na gut, Ritter gibt es in der Nachbarschaft eher selten. Aber bürgerliche Tugenden gibt es noch, und als Bürgerinnen und Bürger dieser Republik sehen wir uns ja hoffentlich alle dazu aufgerufen, einander zu achten und für Gerechtigkeit einzutreten. Die Tugenden und der Mut sollen uns helfen, besser zu werden und die Welt besser zu machen. Dann mal los.

In diesem Buch soll es um Frauen und Männer gehen, die Mut machen; um Menschen, die für andere oder für sich selbst mutig waren und etwas erreicht haben. Die Vorbilder sind – auch wenn sie sich selbst oft nicht so sehen. Es sind Menschen, deren Mut oft gar nicht laut daherkommt, sondern still und leise. So ist das ja bei vielen Mutigen in unserer Gesellschaft. Und weil ich das Gefühl habe, dass wir in den Medien und

der Öffentlichkeit den Lauten, den Wütenden, den Schreihälsen viel zu viel Aufmerksamkeit widmen, ist in diesem Buch Raum für die Mutigen, ohne die am Ende nichts in unserem Land gut würde.

In den letzten Jahren bin ich ganz vielen Menschen begegnet, die solche Mutmacher sind. Und ich bin mir sicher, Sie kennen selbst auch viele solcher Menschen. Unser Land braucht dringend mehr von ihnen. Wenn man die Nachrichten schaut oder die Zeitung liest, dann denkt man: Alles geht den Bach runter. Dabei stimmt das gar nicht. Auch weil es in unserem Land so viele begeisternde Menschen gibt, die nicht nur mutig sind, sondern anderen Mut machen. Ihre Geschichten inspirieren und verbreiten Hoffnung.

*

Meine Schwester Steffi Tauber leidet seit über zehn Jahren an Multiple Sklerose. Wie sie mit dieser Krankheit umgeht, das finde ich bemerkenswert – nicht nur, weil ich ihr Bruder bin. Dennis Hasselmann hat eine Depression. Krank zu sein, vor allem, wenn das Leiden kein körperliches ist, das akzeptiert unsere Gesellschaft immer noch nicht richtig. Dennis kann davon ein Lied singen. Barmherzigkeit, Nächstenliebe, Fürsorge, Mitgefühl – all das braucht unsere Gesellschaft dringend, wenn sie solidarisch und menschlich bleiben oder wieder werden soll.

Auch bei Bernhard Drescher und Michelle N. ist es eine Erkrankung, die ihr Leben prägt. Hätten sie sich nicht entschieden, unserem Land als Soldat und Soldatin zu dienen, dann wäre ihnen das, was ihnen widerfahren ist, erspart geblieben. Bernhard Drescher war im Kosovo im Einsatz. Dort hat er so schlimme Dinge gesehen, dass seine Seele krank wurde. Er hatte eine PTBS, eine posttraumatische Belastungsstörung.

Seit seinem Ausscheiden aus der Bundeswehr setzt er sich für diejenigen ein, die wie er aus dem Auslandseinsatz zurückgekommen sind, aber nicht mehr in ihr vorheriges Leben zurückfinden. Michelle N. ist während eines Auslandseinsatzes von einem Transporter überfahren worden. Nach über zehn Operationen kämpft sie sich nicht nur zurück in den Alltag, sondern auch wieder in den Dienst. Sie will weiter das tun, was sie liebt: Soldatin sein. Und demnächst geht es wieder in den Auslandseinsatz. Sage noch einmal jemand, unsere Soldatinnen und Soldaten seien nicht mehr mutig.

Frank Dieter und Danny Beuerbach sind ein bisschen verrückt – im besten Sinne. Gerade das macht sie liebenswert. Frank Dieter arbeitet bei der Deutschen Bahn. Und er läuft Marathon. Bis zu zwölfmal pro Jahr. Sie haben richtig gelesen. Und damit nicht genug. Für jeden gelaufenen Kilometer sammelt er Spenden für einen guten Zweck. Damit inspiriert er andere. Danny Beuerbach ist Friseur. Seine eigenen Haare stehen wild vom Kopf ab. Ihm stehen die Haare zu Berge, wenn er mitbekommt, dass Kinder mutlos leben. Und er wünscht sich mehr Fantasie für unsere Welt. Wenn Kinder zu ihm kommen und ihm etwas vorlesen, dann schneidet er ihnen kostenlos die Haare. Umsonst ist das nicht. Im Gegenteil: Es ist beeindruckend, wie das Selbstbewusstsein dieser Kinder in den zehn Minuten auf dem Friseurstuhl wächst. So kann man Kindern Mut schenken.

Jörg Niesner und Nikodemus Schnabel haben sich einem Mann verschrieben: Jesus Christus. Nikodemus Schnabel ist Pater im Heiligen Land. In der Dormitio-Abtei auf dem Zionsberg ist er zu Hause. Dort habe ich ihn auch kennengelernt. Sein Sendungsbewusstsein gründet sich in der Erwartung Jesu an seine Jünger: die Frohe Botschaft zu verkündigen. Pater Nikodemus hat etwas zu sagen. Das ist nicht immer bequem,

aber immer deutlich und mitten aus dem Leben. Es wirkt so befreiend und erfrischend, dass man seiner katholischen Kirche wünscht, dass es dort mehr Menschen wie ihn gäbe, die mutig die Frohe Botschaft verkünden.

Jörg Niesner ist evangelischer Pfarrer im hessischen Laubach. Der Ort ist das, was man auf den ersten Blick für eine heile Welt halten mag. Doch in Wahrheit gibt es auch dort alles, was das Leben an Schwierigkeiten und Problemen bereithält. Jörg Niesner treibt das an, etwas dafür zu tun, dass sich die Situation für viele verbessert. In seiner Gemeinde vor Ort kümmert er sich um fast 3000 Seelen, von denen ihm über 400 auch in den sozialen Netzwerken folgen. Darüber hinaus erreicht er über Social-Media-Kanäle viele Tausend Menschen. Mit ihnen diskutiert er über Fragen, die jenseits der Kirchenmauern bewegen. Teils ganz persönliche, teils theologische Fragen. Dabei hält er mit seiner Meinung nicht zurück, zeigt Mut, auch unbequeme Wahrheiten zu sagen. Neulich stand eine Frau aus Süddeutschland vor seiner Tür und wollte ihn nicht nur kennenlernen, sondern auch bei ihm in die Kirche eintreten.

Wie Pater Nikodemus kämpft auch Pfarrer Jörg (wie einst der gleichnamige Junker, der auf der Wartburg Unterschlupf fand) für eine mutige Kirche. Denn unser Land braucht auch bei einer geringer werdenden Zahl an Christen eine starke, stimmungsgewaltige Kirche und mutige Christen. Davon sind beide überzeugt.

Mechthild Heil ist Bundestagsabgeordnete. Sie vertritt in Berlin einen der schönsten Landstriche unseres Landes. Eine Gegend, die von einer Verheerung heimgesucht worden ist wie keine zweite in den letzten Jahren. Ihre Heimat ist das Ahrtal. Was sie dort während der Flutkatastrophe erlebt hat, und welcher Mut ihr begegnet ist, das teilt sie mit ihnen.

Auch Aylin Selçuk hat eine Mutgeschichte zu erzählen, in der es nicht nur um sie selbst geht. Sie setzt sich für Gerechtigkeit

ein und ist als eloquente Geschäftsfrau auch für viele jungen Frauen ein Vorbild. Seit einigen Jahren engagiert sie sich nicht nur politisch, sondern führt auch erfolgreich eine Zahnarztpraxis. Als Jugendliche hat sie die »DeuKische Generation« gegründet, einen Verein, in dem sich türkeistämmige Jugendliche für Gleichaltrige einsetzen und auch öffentlich ihre Interessen vertreten. Es geht dabei um Integration auf Augenhöhe. Aylin Selçuk will nicht nur reden, sondern machen. Sie steht für den Anspruch junger Deutscher mit Einwanderungsgeschichte, mitzuentcheiden, was aus unserem Land wird.

Christoph Lübcke teilt die Werte einer offenen Gesellschaft, in der jeder, der sich anstrengt, alles werden kann. Er findet, dass wir im besten Deutschland leben, das es je gab – mit dem Grundgesetz als Fundament. Sein Vater, Walter Lübcke, ist für diese Überzeugung von einem Nazi ermordet worden. Trotzdem verzagt Christoph Lübcke nicht und will den Mut seines Vaters weitertragen. Er ist Stadtverordnetenvorsteher in seiner Heimatstadt Wolfhagen, und er will den Mördern seines Vaters und ihren Sympathisanten, den neuen Nazis, nicht die Genußtuung gönnen, vor ihnen zurückzuweichen. Außerdem ist er sich sicher: Einzuknicken wäre nicht im Sinne seines Vaters. Walter Lübcke hatte ein ausgeprägtes Gerechtigkeitsgefühl. Und er war, wie man es den Nordhessen nachsagt, gutherzig und auch ein Dickkopf. Vielleicht kann Christoph auch deswegen nicht anders: Er will anderen Mut machen, für unsere Republik einzutreten.

Das verbindet junge Menschen wie ihn und Aylin Selçuk mit Männern wie Jules August Schröder, der den Krieg noch erlebt hat und sich aufgrund seiner eigenen Geschichte heute für Menschen engagiert, die nach Flucht und Vertreibung in Deutschland eine neue Heimat gefunden haben. Er macht den Flüchtlingen Mut. Und auch den Einheimischen macht er Mut, dass das Zusammenleben gelingen kann. Damit ist er ein Vorbild.

Egal, ob es um eine offene Gesellschaft, den Kampf gegen Rechtsextremismus und für unsere Demokratie, um mehr Achtsamkeit und Mitmenschlichkeit, ein anderes Bewusstsein für Menschen mit Einschränkungen, um die Zukunft der Kirche oder auch einfach nur um Respekt füreinander geht: Es braucht mehr Mut. Viele Menschen in unserer Gesellschaft können das Schlechttreden, das ständige Schimpfen, die Wut, den Hass und die negativen Schlagzeilen nicht mehr ertragen. Sie wünschen sich, dass wir uns auf unsere Stärken besinnen.

Wir sind ein tolles Land mit so vielen beeindruckenden Menschen! Davon bin ich fest überzeugt. In den letzten Jahren habe ich so viele tolle Menschen kennengelernt und erlebt. Es war gar nicht so leicht zu entscheiden, wessen Geschichte ich hier erzähle. Und ich bin mir sicher, Sie kennen auch viele beeindruckende Frauen und Männer, Junge und Alte. Sie sind der eigentliche Reichtum unseres Landes. Geben wir ihnen endlich die Aufmerksamkeit, die sie verdienen, lassen wir uns begeistern und anstecken von ihrem Mut. Den Mutigen gehört die Welt!

Peter Tauber

**ZWÖLF
MUTMACHERINNEN
UND MUTMACHER**

1

DEN FEINDEN DER DEMOKRATIE MUTIG ENTGEGENTRETEN

CHRISTOPH LÜBCKE

Wolfhagen in Nordhessen, da ist der Wind etwas rauer, die Menschen aber oft umso herzlicher – wenn man sie näher kennengelernt hat. Die Gegend westlich von Kassel ist die Heimat der Familie Lübcke. Christoph Lübcke lebt hier mit seiner Familie, seiner Frau und den drei Kindern. Das jüngste ist erst vor relativ kurzer Zeit auf die Welt gekommen. Und gerade hat Christoph viel beruflich zu tun, denn die Windkraftanlagen, an denen das familieneigene Unternehmen beteiligt ist, sollen erneuert werden. »Repowering« nennt man das. Christoph ist darüber hinaus in der Kommunalpolitik aktiv. Er ist Stadtverordnetenvorsteher in seiner Heimatstadt Wolfhagen. So etwas wie der Parlamentspräsident – nur auf der örtlichen Ebene. Und außerdem ist er der Sohn von Walter Lübcke, dem von Nazis ermordeten Regierungspräsidenten Nordhessens.

Oft beginnen Geschichten über Christoph mit dem Hinweis auf seinen Vater. Und die Geschichte seines Vaters ist ausführlich erzählt. Christophs Geschichte hingegen nicht. Natürlich kann man sie nicht erzählen, ohne auch über Walter Lübcke zu schreiben.

Bei allem Schmerz, aller Trauer und all den Emotionen, die schwer zu beschreiben und zu fassen sind, hat man nicht das Gefühl, dass das Schicksal des Vaters Christoph erdrückt. Auf eine eigentümliche Art und Weise trägt der Vater ihn. Christoph fühlt sich dem Vater und seinem Erbe verpflichtet, aber diese Verpflichtung lebt er auf seine Weise. Im Inneren trägt er Kämpfe aus. Doch nach außen wirkt er ruhig. Er strahlt etwas

aus, das Mut macht und Zuversicht vermittelt. Das beeindruckt mich jedes Mal, wenn wir uns begegnen. Deswegen bin ich der Meinung, dass es sich lohnt, Christoph kennenzulernen, auf den sein Vater sicher sehr stolz war und es heute noch mehr wäre.

*

Das Erinnern ist Christoph wichtig, auch wenn es manchmal schmerzt. Warum er sich nach dem Mord an seinem Vater weiter politisch für seine Heimatstadt engagiert und für eine lebendige Demokratie wirbt, das hat er einmal in einem Interview mit folgendem Gleichnis beschrieben: »In den Niederlanden brechen alle hundert Jahre viele Deiche. Die Generation, die die Flut erlebt hat, weiß, wie wichtig es ist, die Deiche zu schützen. Sie baut oft neue, macht Pläne zur Instandsetzung, kümmert sich. Die Kinder wissen das noch aus Erzählungen. Sie schauen ab und an, ob der Deich noch fest und intakt ist, und erfüllen so ihre Pflicht. Aber manchmal wird das schon lästig. Es gibt so viele andere Probleme, um die man sich kümmern muss. Für die Enkel sind die Schrecken einer Sturmflut weit weg, sie kennen das nur aus den Geschichtsbüchern. Und dann droht die Gefahr, dass die Deiche erneut brechen. So ähnlich ist das auch mit der Demokratie. Wir sind jetzt in der dritten Generation, die den Schrecken des Krieges nicht kennt und nicht weiß, wie es ist, in einer Diktatur ohne Freiheit zu leben. Der demokratische Bürger kümmert sich zu wenig um den Deich, zu wenig um die Demokratie. Der Mord an meinem Vater und die immer größere Zahl an rechtsextremen Straftaten zeigen das.«

Die Ermordung seines Vaters hat Christophs Leben und das der gesamten Familie auf den Kopf gestellt. Er hat viel von seinem Vater und ist doch in vielem seiner Mutter sehr ähnlich.

Das Wertefundament der Familie, das merkt man in fast jedem Satz, den er sagt, will er unbedingt erhalten. Gerade in einer schnelllebigen Zeit ist es für ihn bedeutsam, seine Wurzeln zu kennen.

Die Familie ist ihm enorm wichtig – von den Großeltern über die Eltern bis hin zu ihm selbst und den eigenen Kindern. Haltung und Werte werden vorgelebt, weitergegeben. Man hält zusammen. Das Leben der Familie ist davon geprägt. Im Namen der erwähnten Firma sind deshalb auch die Namen der Großeltern mit aufgenommen: Braun, Lübcke und Grimmelbein – BLG. Die Großeltern und Eltern haben Christoph und seinem Bruder beigebracht, Verantwortung zu übernehmen und sich füreinander einzusetzen, so wie sich Walter Lübcke immer für die Familie eingesetzt hat.

Walter Lübcke. Groß gewachsen, eine laute Stimme und ein volles Lachen. Klare Haltung, bodenständig, im besten Sinne des Wortes konservativ. So haben ihn die Menschen, die ihn kannten, erlebt. Mich verband mit ihm eine Freundschaft, auch wenn wir uns nicht oft gesehen haben. Wenn wir uns begegnet sind, dann war es umso herzlicher. Und da wir am gleichen Tag Geburtstag haben, gab es dann natürlich einen Geburtstagsanruf. Oft begann der mit dem scherzhaften Satz: »Hast du etwa meinen Geburtstag vergessen?« Und da war es dann wieder, sein volles Lachen.

Walter Lübcke war pragmatisch und fähig, Kompromisse zu machen. Er wollte das Gute bewahren und ging doch mit der Zeit. So kannten ihn die Menschen in Nordhessen. Erst war er Landtagsabgeordneter und dann Regierungspräsident. Er liebte seine Familie, und die Familie liebte ihn. Die Familie als Burg, als Rückzugsort war ihm wichtig. Und heimatverbunden war er auf eine besondere Art und Weise. Den Menschen zugewandt, wollte er das Beste für Nordhessen.

Christoph ist ihm in mancherlei Hinsicht ähnlich und doch eine ganz eigene Persönlichkeit. Sicher war es das, was der Vater für seine Kinder wollte: ihnen etwas mitgeben; aber den eigenen Weg, den sollten sie dann schon selbst gehen.

Der Mord liegt nun schon einige Zeit zurück. Was macht so eine Tat mit der Familie? Kann es wieder so etwas wie Normalität geben? Alltag? Eins ist sicher: Es kann nicht mehr so werden wie vorher. Das anzunehmen ist wahrscheinlich das schwierigste. Und es braucht Mut, einen neuen Alltag, eine neue Normalität aufzubauen und sich darauf einzulassen.

*

Die Erinnerung an den Vater wird so schnell nicht verblassen. Alle zwei Jahre wird nun ein Walter-Lübcke-Demokratie-Preis durch das Land Hessen verliehen. Christophs Mutter ist Mitglied im Kuratorium. Der Preis hat die Form eines Sterns – angelehnt an das berühmte Buch *Der kleine Prinz*, in dem es heißt: »Wenn du bei Nacht den Himmel anschaust, wird es dir sein, als lachten alle Sterne, weil ich auf einem von ihnen wohne, weil ich auf einem von ihnen lache.« Das beschreibt Walter Lübcke ziemlich genau, denn er war ein lebensbejahender, fröhlicher Mensch, und er war gläubig. Der Stern ruht auf einem Sockel aus Waldecker Holz aus Nordhessen. Auch diese Symbolik ist gut gewählt für den heimatverbundenen Menschen Walter Lübcke. Der Preis soll an Menschen verliehen werden, die sich für das demokratische Miteinander und gegenseitigen Respekt einsetzen.

Darüber hinaus gibt es weitere Initiativen und Ideen, um die Erinnerung an Walter Lübcke wachzuhalten. Die Gründung einer Stiftung ist im Gespräch. Und in seiner Heimatstadt trägt nun die weiterführende Schule seinen Namen. Die Schülerinnen und Schüler haben sich dafür eingesetzt. Ein Plakat mit

den Worten »Demokratische Werte sind unsterblich« hing als Solidaritätserklärung nach dem Mord lange an der Schule. Es ist die Schule, in die früher auch Christoph und sein Bruder Jan-Hendrik gegangen sind.

Und in Kassel, dem Sitz des Regierungspräsidiums, trägt eine Brücke seinen Namen. In Lohfelden, Niestetal, Langen und Rosbach vor der Höhe sind Plätze nach Walter Lübcke benannt worden. Man merkt, dass sein Schicksal die Menschen an vielen Orten beschäftigt. Der Name bleibt dadurch in aller Munde. Und damit verbunden ein Appell für Demokratie und gegen Rechtsextremismus. Nach der Sprachlosigkeit, die unmittelbar nach der Tat herrschte, sind solche Appelle heute auch nötig.

Ich habe mich damals geärgert über das dröhnende Schweigen. Natürlich gilt in einem Rechtsstaat die Unschuldsvermutung, natürlich gab es direkt nach dem Mord keine Beweise. Doch nicht nur mein Gefühl war untrüglich: Da ist jemand ermordet worden, weil er Demokratie und Rechtsstaat verteidigt hat und für Werte wie Menschenwürde und Nächstenliebe eingetreten ist.

Wahrscheinlich ging es vielen Menschen so wie mir: Als die Meldung vom Tod Walter Lübckes durch die Nachrichten ging, war mein erster Gedanke: Das war Mord. Doch man hatte fast das Gefühl, dass nicht sein konnte, was nicht sein durfte. Ein Mord von rechts an einem Repräsentanten des demokratischen Staates – das hatte es in der Bundesrepublik noch nicht gegeben. Erklärt das die Sprachlosigkeit unmittelbar nach der Tat? Ich weiß es nicht. Und ich fand das Schweigen beschämend.

Der Tat war eine unglaubliche Hetze gegen Walter Lübcke vorausgegangen, durch Rechtspopulisten und Neonazis, die im Netz gemeinsame Sache machten. Auch die AfD und ihre Politiker mischten kräftig mit. Sie alle machten sich mitschuldig.

Lübcke hatte als Regierungspräsident während der Flüchtlingskrise 2015 für eine vernünftige Unterbringung und Aufnahme der Flüchtlinge zu sorgen. Er vertrat dabei unmissverständlich die Werte und Normen unseres Rechtsstaates, die gerade dann durchgesetzt und hochgehalten werden müssen, wenn es schwierig ist. Dafür wurde er ermordet, nachdem der Hass im Netz sich immer weiter hochgeschaukelt hatte.

*

Die Familie merkt jetzt, wie viel Kraft die letzten zwei Jahre gekostet haben. Die öffentliche Aufmerksamkeit, Polizeischutz, dann der Prozess. Christoph fühlte sich in dieser Zeit wie in einem Tunnel, erzählte er mir. Denn die Arbeit, die Familie – all das musste ja weitergehen. Ihm ist das in der letzten Zeit erst so richtig klar geworden. Wenn er jetzt anfängt, viele Dinge, die liegen bleiben mussten, zu sortieren, dann sortiert er sich dabei auch ein bisschen selbst.

Dabei halten die Lübckes zusammen, wie sie es seit jeher tun. Alle genießen das familiäre Leben und treffen sich gerne zu feierlichen Anlässen. Dann ist das Haus natürlich voller Menschen, aber vor allem voll familiärer Wärme. Früher war das normal, heute ist es etwas Besonderes. Christophs Anliegen, das zu bewahren, was die Vorfahren geschaffen haben, es in die Zukunft zu tragen, hat jetzt eine weitere Bedeutung erfahren. Zu dem, was bewahrenswert ist, gehören nun noch stärker die Demokratie, der Rechtsstaat und die Freiheit. Für die Deutschen sind diese Werte seit über 70 Jahren selbstverständlich. Seine Familie hat erlebt, was passiert, wenn diese Werte angegriffen und zerstört werden.

*

Die Großeltern von Christoph hatten einen landwirtschaftlichen Betrieb, den die Familie immer noch fortführt. Das, was geschaffen wurde, soll bewahrt werden. Christoph erinnert sich daran, dass sein Großvater jeden Holzbalken aufgehoben hat, weil dieser vielleicht noch zu gebrauchen war. Er hat das miterlebt und gelernt, den Wert von Dingen zu schätzen. Auch sein Vater ist in einfachen Verhältnissen groß geworden. Mit seinen drei Brüdern teilte er sich ein Zimmer im elterlichen Haus, bis er 16 Jahre alt war. Die Familie ruft sich das immer wieder ins Gedächtnis, und Christoph will die gelebten Werte an seine Kinder weitergeben. Er weiß, dass es nicht so leicht ist, das zu vermitteln, ohne dass es als alte Geschichte abgetan wird.

Die Adventszeit und das Weihnachtsfest haben nach dem Tod des Vaters durch die Kinder wieder etwas an Fröhlichkeit und Lebendigkeit zurückgewonnen. Für die gesamte Familie war es immer die schönste Zeit im Jahr, und sie soll es auch wieder werden. Die eigenen Kinder nun in den Blick zu nehmen heißt ja gerade, sich daran zu erinnern, wie schön es war, als man selbst noch klein war. Den Wert solcher Tage und Momente will die Familie auch der nächsten Generation mit auf den Weg geben, denn das gibt Kraft, insbesondere in den schweren Zeiten.

*

Christoph hat mit der Familie, der Firma und auch dem Eintreten für eine gute Erinnerung an den Vater alle Hände voll zu tun. Aber das reicht ihm nicht. Er macht weiter Kommunalpolitik und ist seit der letzten Kommunalwahl Stadtverordnetenvorsteher in Wolfhagen. Als solcher versucht er, überparteilich zu agieren. Er will Menschen zusammenführen. Ein bisschen vermisst er den Streit in der Sache, denn natürlich hat er zu den meisten Dingen eine Meinung oder wünscht sich ein bestimmtes Ergebnis. Auch sein Vater war Stadtverordneter

und hatte die Funktion des stellvertretenden Stadtverordnetenvorstehers inne. Da konnte er sich immer zu Wort melden – und tat das auch oft genug.

Auf dem Weg in die Politik ist Christoph seinem Vater gefolgt. Doch es ist noch nicht so weit, die Politik zum Beruf zu machen. Vor der letzten Bundestagswahl hat er kurz überlegt, für die CDU in Nordhessen zu kandidieren. Doch dieses Mal entschied er sich gegen eine Kandidatur. Somit bleibt die Politik ein Hobby. In seinem neuen Amt tritt er für die Werte ein, die ihm wichtig sind. Er steht für Wertschätzung und gutes Miteinander der Bürgerinnen und Bürger. Unter anderem will er auch die Erinnerung an die jüdische Vergangenheit seiner Heimatstadt wachhalten, wenn am 9. November an die Reichspogromnacht 1938 und die Judenverfolgung erinnert wird. 2021 hielt er eine Rede am Volkstrauertag und gedachte dabei aller Opfer von Krieg und Gewalt. Nicht nur die Zuhörenden dachten dabei an seinen Vater. Nach der Veranstaltung kam jemand zu ihm, bedankte sich und betonte, er sei selten von einer Rede so berührt gewesen.

*

Ob er will oder nicht: Wenn er irgendwo öffentlich auftritt, dann sehen gerade in der Heimat viele in ihm nicht nur Christoph Lübcke, sondern auch den Sohn von Walter, den die meisten hier kannten. Viele Menschen kommen zu ihm und sagen ihm, dass sie es gut finden, dass er sich weiterhin politisch engagiert. Christoph Lübcke hat darüber nachgedacht, aufzuhören, aber das würde sich falsch anfühlen. Er sagt: »Ich spüre schon, dass auf mich geschaut wird. Die Leute haben die Ohren offen, wenn ich etwas sage, weil ich der Sohn von Walter Lübcke bin. Mein Vater hat immer gesagt, was er denkt. Er stand zu seiner Meinung, hat sie vertreten, auch wenn er

sich damit nicht immer beliebt gemacht hat.« Er würde sicher wieder so handeln und sich für Flüchtlinge einsetzen, für das Recht, für seine Überzeugungen und Werte eintreten. Diese Überzeugungen sind auch für Christoph die Richtschnur seines Handelns.

Ab und an kommt es vor, dass er gefragt wird, warum er sich das alles antut und als Politiker im Kreuzfeuer von Kritik und manchmal auch Hämme und Verleumdung steht. Dass auch er jederzeit bedroht und angegriffen werden kann. Christoph weiß auch, dass im Freundeskreis darüber diskutiert wird, und man hat ihm geraten: »Lass das lieber bleiben, wir haben Angst um dich.« Diese Angst ist leider nicht erst seit dem Mord an Walter Lübcke da.

Man muss sich fragen: Wer schützt eigentlich die, die für uns Politik machen? Was tun wir, um unsere Politiker, die wir ja gewählt haben, zu unterstützen? Bei einer Umfrage haben 40 Prozent der befragten Bürgermeisterinnen und Bürgermeister angegeben, schon einmal beschimpft oder bedroht worden zu sein. Fast acht Prozent sind mindestens einmal tatsächlich angegriffen worden, und 20 Prozent berichten von Hass-mails. Bundesweit sind mehr als 1200 Straftaten gegen Amtsträger aktenkundig. Die Dunkelziffer der einfach gelöschten E-Mails, der zerstochenen und klaglos geflickten Reifen oder still entsorgten stinkenden Postsendungen ist nicht bekannt.

*

Der Mord an seinem Vater war für Christoph und die Familie eine Zäsur im Leben. Aber er war auch eine Zäsur für unsere Gesellschaft. Wir müssen erkennen, mit welcher Brutalität die Täter einen politischen Gegner attackiert und getötet haben. Die demokratische Gesellschaft sollte sich bewusst machen:

Da ist einer ihrer Repräsentanten, einer aus ihrer Mitte, ermordet worden. Und wenn Christoph Lübcke der Überzeugung ist, dass die Familie und er durch den Mord eine Aufgabe erhalten haben und nun umso deutlicher für demokratische Werte eintreten müssen, dann denkt er dabei auch daran, dass das genau das ist, was sein Vater von ihm erwartet hätte: Nicht in der Trauer verharren, sondern mit klarem Blick nach vorne schauen. Und bei alledem auch die Freude am Leben nicht verlieren.

Mit dieser Haltung ist Christoph ein Vorbild. Er sagt: »Wir haben viel verloren – unseren Vater. Aber wir werden vor denen, die uns das angetan haben, nicht weiter zurückweichen.« In der Tradition des Vaters stehend, will er Menschen, die angefeindet werden, zeigen: Ihr seid nicht allein. Er möchte andere ermutigen, ihre Stimme zu erheben. Vor allem darf die schweigende demokratische Mehrheit sich nicht verstecken.

*

Beim Prozess gegen den Mörder vor dem Oberlandesgericht Frankfurt ist die Familie vor Ort. Die Mutter, Christoph und sein Bruder Jan-Hendrik sind als Nebenkläger im Gerichtssaal. Die hanebüchenen Beweisanträge und Ausführungen der Verteidigung des Angeklagten sind kaum zu ertragen. Die Familie weicht den Blicken des Angeklagten nicht aus. Das sind sie dem Vater schuldig. Sie wollen ein Zeichen setzen. Der Mörder hat ihnen das Leben unerträglich schwer gemacht, aber sie werden es weiterleben. Christoph hat das Gefühl, dass der Vater hinter ihnen steht oder sitzt, wenn es besonders schlimm wird. »Im Prozess haben die Hinterbliebenen Haltung gezeigt«, wird *DER SPIEGEL* später schreiben.

Das Bewusstsein dafür, dass Demokratie verteidigt werden muss, weil sie von Rechtsextremen attackiert wird, ist in den

letzten Jahren gewachsen. Inzwischen ist klar, dass die neuen Nazis nicht nur Sprüche klopfen: Die Attentate in Halle und Hanau haben die Menschen sensibler werden lassen, die Politik hat Maßnahmen ergriffen. Es ist viel passiert, aber es ist nicht genug. Wir müssen wachsam bleiben. Jeder Angriff von Rechtsextremen auf einen Menschen gilt nicht nur der Person. Es ist immer auch ein Angriff auf die pluralistische Gesellschaft, auf das friedliche Miteinander, auf den demokratischen Rechtsstaat – umso mehr, wenn seine Repräsentanten angegriffen werden. Das Ziel der Rechtsextremen ist es, den Staat als schwach und illegitim vorzuführen. Vor diesem Hintergrund ist Christophs Einsatz besonders hoch einzuschätzen. Er gibt ein Beispiel dafür, dass Demokraten nicht zurückweichen, sondern den Rechtsextremen die Stirn bieten.

*

Als 1922 der Außenminister Walther Rathenau von Rechtsextremen ermordet wurde, da hielt der Reichskanzler Joseph Wirth, Mitglied der katholischen Zentrumspartei, eine bemerkenswerte Rede. Er brandmarkte diejenigen, die mit Hassparolen das Feld für den Mord bereitet hatten, und ließ keinen Zweifel daran, von wem aus seiner Sicht die größte Gefahr für die Demokratie ausgeht: »Da steht der Feind, der sein Gift in die Wunden eines Volkes träufelt. Da steht der Feind, und darüber ist kein Zweifel: Dieser Feind steht rechts!« Ein Satz, der heute in der Bundesrepublik ohne Abstriche noch genauso gültig ist.

Christoph treibt das um: Wenn niemand widerspricht, wenn jemand rechtsextreme Sprüche klopft, wenn gedankenlos hetzerische Bilder in sozialen Netzwerken und auf WhatsApp geteilt werden, dann schleichen sich rechtsextreme Bilder und Gedanken ganz heimlich in unseren Alltag. »Das wird man doch noch sagen dürfen!«, heißt es dann oft.

Nein, darf man nicht! Meinungsfreiheit heißt eben nicht, dass man hetzen und Hass verbreiten darf. Regeln des Anstands müssen nicht in Gesetzen stehen, damit sie in einer lebenswerten Gesellschaft Geltung haben.

Damit dieses Gift nicht weiter in die Gesellschaft einsickert, braucht es eine klare Ansage. Die kann nur vom Staat kommen. Aber auch die Medien tragen hier Verantwortung. Rechtsextreme und Reichsbürger bekommen oftmals eine Aufmerksamkeit, die in keinem Verhältnis zu ihrer tatsächlichen Bedeutung steht.

Der Staat muss eine rote Linie ziehen. Die Politik muss schneller handeln, Gerichte schneller urteilen. Nachlässigkeit und falsche Toleranz erhöhen nicht die Akzeptanz des demokratischen Staates, sondern werden von seinen Feinden als Schwäche ausgelegt.

*

Eines ist Christoph und der Familie besonders wichtig: Das Geschehene darf nicht in Vergessenheit geraten. Christoph will vor allem mit jungen Menschen in Schulen diskutieren. Er will berichten, was es bedeutet, wenn der eigene Vater von Rechtsextremen ermordet worden ist. Er will für die Demokratie und für ein gutes Miteinander werben. Er will jungen Leuten, die oft an der Zukunft zweifeln, Mut machen. Wenn man sich engagiert und einbringt, dann kann so vieles gelingen und gut werden. Auch das Wissen darum ist das Erbe seines Vaters, der immer neugierig auf die Zukunft war.

Christoph und ich waren gemeinsam in der Jungen Union engagiert. Das verbindet. Einmal sagte Christoph etwas, was noch lange in mir nachhallte. Man muss die Worte langsam sacken lassen, um zu begreifen, was ihn bewegt. Was er und

die ganze Familie durchgemacht haben, wie viel Mut es braucht, um all das zu tun, was bei ihm wie selbstverständlich wirkt und es doch nicht ist. Er sagte mir: »Wir sind hier in der Region verwurzelt. Wir wollen nicht das Leben, das wir führen, das wir lieben, verlieren.« Und dann: »Es war nicht so klar, ob es wiederkommt, dieses Leben. Aber es kommt wieder. Wir tragen unseren Papa im Herzen, und wer im Herzen getragen wird, ist immer ein Teil von uns. So geht er nie ganz.«

*

Das nächste große Projekt, das Christoph im Blick hat, ist die Produktion von grünem Wasserstoff. Die Idee will er mit seinem Bruder, seinem Vetter und einem weiteren Partner aus seiner Heimat umsetzen. Der Energieträger der Zukunft soll aus dem vorhandenen Wind- und Solarstrom gewonnen werden. Das Ziel ist mehr Wertschöpfung im ländlichen Raum. Rund 60 Millionen Euro müssen investiert werden. Eine Gegend, die oft auf die leckere Ahle Wurscht, eine spezielle herzhaft-wurstartige Wurstsorte, reduziert wird, könnte künftig »Hydrogen Valley Wolfhagen« heißen, so die Vision. Es gibt derzeit nicht viele Projekte dieser Größe in Europa und Deutschland.

»Grün« ist der Wasserstoff deshalb, weil die Energie für seine Produktion aus Sonne und Wind gewonnen wird, also aus erneuerbaren Quellen kommt. Wasserstoff spielt eine Rolle als Energiespeicher, er kann als Treibstoff genutzt und ins Gasnetz eingespeist werden. Er dient als Wärmequelle, und auch die Eisenbahn könnte künftig damit fahren. Unter anderem könnte die Kurhessenbahn auf der Strecke von Kassel über Wolfhagen nach Korbach wasserstoffbetriebene Züge auf dieser nicht elektrifizierten Strecke einsetzen. Ohne Wasserstoff werden sich die hohen Ziele in Sachen Klimaschutz kaum erreichen lassen. Doch Wasserstoffproduktion ist energieintensiv. Darum wollen Christoph und seine Mitstreiter mit der

bereits existierenden gemeinsamen Firma BLG neue Windkraftanlagen bauen, und sie setzen auf Solarenergie.

Überschüssige Energie aus Wind und Sonne lässt sich zudem als Ladestrom in der Elektromobilität nutzen. Was an Energie nicht sofort abgenommen wird, könnte in einer großen Batterie gespeichert werden. So lässt sich auch der Eigenstromanteil in Zeiten reduzieren, in denen weder die Sonne scheint noch Wind weht.

Wenn die Planungen abgeschlossen sind und die Genehmigungen vorliegen, soll vor Ort in den nächsten zwei Jahren Wasserstoff produziert werden. »Wasserstoff ist das Öl der Zukunft«, sagt Christoph. Und er trägt das mit der gleichen Überzeugung vor, mit der er auch für demokratische Werte streitet.

Christoph ist der Überzeugung, dass ein solch großes Projekt nur gemeinsam mit den Menschen vor Ort ein Erfolg werden kann. Darum hat er von Anfang an Wert darauf gelegt, möglichst viele Bürgerinnen und Bürger zu beteiligen. Schon bei vielen vorhergehenden Projekten haben Christoph, sein Bruder Jan-Hendrik und sein Cousin Marek dies so umgesetzt. So wurde auch jetzt der Ortsbeirat miteinbezogen. Sorgen und Nöte der Bürgerinnen und Bürger wurden aufgegriffen, und am Ende stand eine Empfehlung an die Kommunalpolitiker in Wolfhagen. Das führt dazu, dass dort nicht darüber nachgedacht wird, wie man das Projekt verhindern könnte, sondern wie es möglichst gewinnbringend für alle Seiten umgesetzt werden kann. Für Christoph, seinen Bruder und seinen Cousin ist es wichtig, die Wertschöpfung vor Ort zu lassen. Teilhabe ermöglichen und das Projekt für jeden ein bisschen sein eigenes werden lassen – vielleicht ist es das Erfolgsrezept.

Als kleiner Junge war Christoph in der Mitte der 1990er-Jahre dabei, als seine Eltern und Großeltern gemeinsam mit anderen einen Windpark errichteten. Walter Lübcke war schon zu

einer Zeit überzeugter Windbauer, als viele in seiner Partei das noch für verzichtbar oder sogar eine Utopie hielten. Es war einer der ersten Windparks in Nordhessen. Die Anlagen wurden zwischen den Jahren aufgebaut. Wegen der Kälte saßen die Bauarbeiter regelmäßig bei den Großeltern in der Küche und bekamen belegte Brote und heißen Kaffee, um sich aufzuwärmen. Trotz der klirrenden Kälte zog es viele Menschen raus auf den Berg: Sie wollten miterleben, wie die ersten Anlagen mit gewaltigen Kränen errichtet wurden. Seinerzeit waren es noch Riesen – jetzt, verglichen mit den Anlagen der neuesten Generation, erscheinen sie regelrecht klein.

Heute projiziert Christoph mit seinem Bruder und seinem Vetter sowie weiteren Partnern die Errichtung neuer Windanlagen. Das kann auch bedeuten, bestehende Anlagen komplett abzureißen und neue, bis zu 250 Meter hohe zu bauen. Die erzeugen dann auf der gleichen Fläche zehnmal so viel Strom. Auch so sorgt Christoph Lübcke für eine lebenswerte Zukunft.

2 DAS LEBEN GEHT WEITER, AUCH WENN'S HUMPELT

STEFFI TAUBER

Steffi Tauber ist Schauspielerin und hat musikalisches Talent. Taika nennt sie sich, wenn sie Musik macht. Oder Preslisa, wenn sie dem King Elvis Presley und seinen Songs huldigt – nur mit einer Ukulele auf der Bühne. Und sie hat inzwischen einen Gehstock, der ziemlich cool aussieht. Denn Steffi hat MS, Multiple Sklerose. Und sie findet, ihr Gehstock ist cooler als der mit den Flammen von Dr. House aus der bekannten Fernsehserie. Sie hat außerdem einen schicken, faltbaren Rollstuhl für längere Strecken, einen Rollator aus Carbon und ein auf ihre Behinderung umgebautes Auto in Fontanarot Metallic. Sehr cool. Kein Wunder. Sie selbst ist cool. Und sie ist meine Schwester.

Steffi hat es nicht leicht. Wegen der MS. Manchmal merkt man ihr das auch an. Also, zumindest ich merke das. Wie es ist, wenn sie mit Menschen zu tun hat, die sie nicht kennen, das weiß ich nicht genau. Aber Steffi redet sehr offen über ihre Krankheit und auch über die Einschränkungen und Probleme, die damit einhergehen. Sie versteckt die Krankheit nicht. Das ist manchmal ganz schön mutig, denn noch immer ist es in unserer Gesellschaft so, dass Stärke belohnt wird, nicht Schwäche. Vielleicht ist es für sie auch ein Weg, mit der Krankheit umzugehen, mit ihr zu leben.

Als ich überlegt habe, welchen Menschen ich ein Kapitel in diesem Buch über Mut widmen möchte, habe ich ehrlicherweise zunächst nicht an meine Schwester gedacht. Habe ich es

als zu selbstverständlich erachtet, wie tapfer und mutig sie mit ihrer Krankheit lebt? Manchmal ist es ja so, dass man das Nahe-liegende nicht sieht.

Mir ging es, wie es wahrscheinlich vielen geht: Für mich tauchte die Krankheit erst so wirklich auf dem Radar auf, als meine Schwester betroffen war. Multiple Sklerose ist eine chronisch-entzündliche Erkrankung des zentralen Nervensystems. Es ist eine bis jetzt nicht heilbare chronische Autoimmunkrankheit, an der in Deutschland immerhin fast 250 000 Menschen leiden. Das bedeutet, das Immunsystem richtet sich gegen den eigenen Körper.

Die Krankheit tritt meist im jungen und mittleren Erwachsenenalter auf. Inzwischen gibt es Medikamente, die ihr Fortschreiten verlangsamen können. Die Verläufe sind unterschiedlich schwer, und auch die Betroffenheit ist unterschiedlich. Man nennt MS auch die Krankheit mit den tausend Gesichtern. Das führt dazu, dass sie nicht immer gleich erkannt wird. Und jetzt geht die Geschichte los.

Meine Schwester Steffi ist an MS erkrankt, ohne es zu wissen. Es begann mit Taubheitsgefühlen.

*

Steffi ist aus meiner Sicht die Klügste unter uns drei Geschwistern – auch wenn mein Bruder das jetzt vielleicht nicht gerne liest. Das ist nicht nur an den Schulnoten abzulesen, auch ihr Studium hat sie mit Bravour gemeistert. Ihre Abschlussarbeit beschäftigte sich mit der posthumen Vermarktung von Elvis Presley. Der wird uns noch mehrfach begegnen.

Eines von Steffis Hobbys ist das Stricken. Ungewöhnlich für eine junge Frau. 2004 hatte meine Schwester erstmals Taubheitsgefühle im Daumen. Sie dachte sich: zu viel gestrickt. Das Gefühl im Daumen ist vergleichbar mit einem eingeschlafenen Bein oder Arm – mit dem Unterschied, dass das Kribbeln

einen ganzen Tag anhält. Dann verschwindet es wieder. Deshalb machte sich meine Schwester keine weiteren Gedanken.

Das Kribbeln war die Folge eines sogenannten Schubs. Bei einer Entzündung des zentralen Nervensystems richtet sich das Immunsystem aufgrund einer Fehlfunktion gegen den eigenen Körper, greift also die körpereigenen Zellen an. Dabei werden irrtümlich die Schutzhüllen der Nervenfasern zerstört. Wo das im Körper geschieht, ist unterschiedlich. Dort, wo die Entzündungen auftreten, wird die Funktion der Nerven gestört. Nervenimpulse können dann nicht mehr oder nur verzögert weitergeleitet werden. Das Taubheitsgefühl im Daumen war ein Anzeichen für eine solche Entzündung.

Diese Entzündungen treten in Schüben auf. Vor allem bei den ersten Schüben zu Beginn der Krankheit bilden sich die Symptome aber oft vollständig wieder zurück. Das erschwert die Diagnose zusätzlich. Dem Taubheitsgefühl im Daumen folgten Sehstörungen. Meine Schwester fand auch dafür eine Erklärung. Schuld waren vielleicht die neuen Kontaktlinsen. Diese hatte sie wohl nicht richtig gereinigt, dachte sie. Ansonsten war ihr Kopf voll mit anderen Sachen: Gerade hatte sie in Berlin die Schauspielausbildung beendet, wollte jetzt so richtig durchstarten. Um ihren Traum zu leben, war sie bereit, sich einzuschränken, verzichtete auf vieles. Die Warnsignale übersah sie geflissentlich. Nur die Tatsache, dass sie nach dem Fahrradfahren immer so schnell erschöpft war, ärgerte sie.

Der berufliche Weg, für den Steffi sich entschieden hatte, war nicht vorgezeichnet. Eltern haben oft Vorstellungen, was ihre Kinder tun sollten. Und meine Eltern, vor allem meine Mutter, hatten gerade bei meiner Schwester, die so klug ist, eigene Ideen. Vielleicht liegt das daran, dass meiner Schwester Wege offenstanden, die für die Generation meiner Mutter noch verschlossen waren. Aber gerade dies ermöglichte es meiner